

# Befreiung der Marktwirtschaft vom Kapitalismus

## Übersicht

1. **Problemaufriß:  
Marktwirtschaft und Kapitalismus ein und dasselbe?**
  - 1.1 Eigentum an Produktionsmitteln als gemeinsamer Nenner?
  - 1.2 Die Stärke der Marktwirtschaft als Verwundbarkeit des Kapitalismus
  - 1.3 Charakteristiken des Kapitalismus
  - 1.4 Verständnisschwierigkeiten
  - 1.5 Renditetypen
2. **Diagnose:  
Das Geld als das Urkapital**
  - 2.1 Die Überlegenheit des Geldes in der Verkehrswirtschaft
  - 2.2 Kapitalkosten als ökonomische Kommunikationskosten
  - 2.3 Liquiditätsnutzen und Liquiditätskosten
  - 2.4 Geld von der Zentralbank
  - 2.5 Private Geldgeber als Quasi-Emissionsbanken
  - 2.6 Der Kapitalismus in neuem monetären Licht
3. **Therapie:  
Geld ohne Mehrwert**
  - 3.1 Der politische und der wirtschaftliche Weg
  - 3.2 Freigeld i.S. von Silvio Gesell
  - 3.3 Oeconomia Augustana
  - 3.4 „Geld ohne Mehrwert“ kein Allheilmittel

## 1. Marktwirtschaft und Kapitalismus ein und dasselbe?

Sind Kapitalismus und Marktwirtschaft nicht *ein und dasselbe*? Läßt sich der Kapitalismus überhaupt von der Marktwirtschaft unterscheiden? Sind das nicht zwei Seiten ein und derselben Medaille?

So fragen, wenn Sie mein Thema hören, die meisten Marxisten. Und so fragen die meisten Marktwirtschaftler und Kapitalisten. Sonst durchaus im Gegensatz,

hier sind sie sich einig: Der Kapitalismus und die Marktwirtschaft gehören zusammen wie eine Partie Poker und ihre Spielregeln. So denken die Kapitalisten. So denken die Marxisten.

## 1.1 Eigentum an Produktionsmitteln als gemeinsamer Nenner?

Ein *freier Markt* setzt voraus, daß die Teilnehmer über ihre Güter *frei verfügen* können. Frei verfügen können die Menschen über ihre Güter, wenn ihnen die Güter *gehören*. Sie gehören ihnen, wenn sie *Eigentum* daran haben. So hängen die *Marktwirtschaft* und das *Eigentum* zusammen.

Eigentum an Wirtschaftsgütern, *Privateigentum an Produktionsmitteln*: Das also scheint zugleich das Kennzeichen sowohl einer *kapitalistischen* als auch einer *marktwirtschaftlichen* Wirtschaftsordnung zu sein. So kann man etwa in irgend einem volkswirtschaftlichen Grundriß lesen: „*In der Marktwirtschaft ist Privateigentum grundsätzlich an allen Produktionsgütern möglich. Soll dieser Aspekt betont werden, spricht man auch von 'kapitalistischer' Wirtschaftsordnung.*“ (1) Wer dieses Eigentum beseitigt, der schafft auch die Marktwirtschaft ab. Wer also die Marktwirtschaft vom Kapitalismus befreit, der zerstört die Marktwirtschaft. Wer den Kapitalismus verteidigen will, der muß das Eigentum verteidigen.

Darin, wie gesagt, sind sie sich weitgehend einig, die Marxisten und die Kapitalisten: wie Brüder im Glauben. Worin sie sich einig sind, das aber ist auch – *ihr gemeinsamer Irrtum*.

## 1.2 Die Stärke der Marktwirtschaft als Verwundbarkeit des Kapitalismus

*Karl Marx* hat kritisch Attacke geritten gegen das Eigentum, doch die Eigentumsformen sind nur Symptom. Das wußte *Marx* nicht. Das erkannte er auch nicht. Also blieb der Kapitalismus stark; denn er wurde an einer Stelle angegriffen: beim Eigentum, wo er politökonomisch im wesentlichen unverwundbar war und noch immer ist.

Wo der Kapitalismus dagegen wirklich politökonomisch verwundbar ist, nämlich beim Geldsystem, dort wurde er nicht wirklich erfolgreich angegriffen. Die, die diese Verwundbarkeit sahen, wurden überhört und lächerlich gemacht: Schon *Marx* selbst hat *Pierre Joseph Proudhon* bissig verrissen, (2) und später hatte auch *Silvio Gesell* (3) in einer dogmatisch unbeweglichen Welt von Politik und Wissenschaft keine Chance.

Verwundbar ist der Kapitalismus nicht, weil er ungerecht ist. Verwundbar ist er nicht, weil er Macht und Abhängigkeit erzeugt. Verwundbar ist er vielmehr, weil

er den Grundsätzen der Marktwirtschaft, mit denen er sich identifiziert, widerspricht. So kann er mit sich selbst, mit seinen eigenen Prinzipien in Widerspruch gebracht, so kann er aus sich selbst heraus angegriffen werden.

Die schwache geistige Stärke des Kapitalismus gründet also in Stärken der Marktwirtschaft. Die Stärke der Marktwirtschaft aber, mit der der Kapitalismus am Ende unverträglich ist, wurzelt im Eigentumsprinzip und darin, daß die Menschen beim Wirtschaften im wesentlichen *zwar durchaus frei*, daß sie dabei zugleich *aber auch verantwortlich* sind für das, was sie wirtschaftlich anrichten.

Um des Eigentums willen, um der marktwirtschaftlichen Verantwortungsformen willen, ist es notwendig, den Kapitalismus abzuschaffen! Sicher: Wir wissen heute, daß die Mechanismen der Marktverantwortung vielfach ungenügend sind, vor allem in der verwässerten Form, in der sie heute bei uns gelten. Doch darf man darüber ihre Stärke nicht vergessen.

Wer den Nutzen hat, der soll auch die Kosten, die Risiken und den Schaden tragen: Privatisierung zwar des Nutzens, aber auch der Kosten! Dieser alte, letztlich sogar privatrechtliche Grundsatz wird heute auch unter verschiedenen anderen Bezeichnungen propagiert: „*property-rights-Ansatz*“; „*Vermeidung externer Effekte*“.

Dieser marktwirtschaftliche Grundsatz macht *zunächst* auch die Ergiebigkeit und Stärke des Kapitalismus aus. Hier spielt dann in der Tat das Eigentum und seine „*Konnexität*“ von „*Freiheit und Verantwortung*“ (4) eine entscheidende Rolle.

Und genau dieser Grundsatz: Wer den Nutzen hat, soll auch die Kosten tragen, – dieser Grundsatz der Marktwirtschaft und des Eigentums wird *am Ende* im Kapitalismus an zentraler Stelle verletzt: nämlich in der Struktur seines Zirkulationssystems, in der Struktur seines Geldsystems. Dieser Mangel wirkt sich um so schlimmer aus, je länger eine Volkswirtschaft schon auf kapitalistische Weise scheinbar krisenfrei funktioniert.

Der Fehler ist an sich auch ziemlich offensichtlich. Er ist leicht zu erkennen. Aber gewohnte Sicht- und Sprechweisen machen uns alle blind dafür. Es kommt hinzu, daß keiner der beiden Seiten wirklich an Aufklärung gelegen ist, weder dem Kapitalismus, noch dem Marxismus:

- Die Kapitalisten haben kein Interesse daran, daß die *Verwundbarkeit des Kapitalismus* bekanntgemacht wird.
- Die Marxisten haben kein Interesse daran, daß ihr politökonomischer *Irrtum des vorigen Jahrhunderts* aufgedeckt wird.

### 1.3 Charakteristiken des Kapitalismus

Der junge *Marx* schwärmte geradezu vom „*wahren Eigentum*“. (5) Was ihn störte, waren vor allem Entfremdungsprozesse bei dem Produktionseigentum, das er vorfand. Was den älteren *Marx* störte, war dann genauer *der Mehrwert*.

Es sind die *Erträge von Kapital*, welche dem Kapitaleigner zufließen, die den Kapitalismus in erster Linie kennzeichnen. Diese Ertragsströme führen zu Verteilungseffekten und zur *Kapitalakkumulation*. Und diese Kapitalanhäufungen haben ökonomische und damit mittelbar auch politische *Machtansammlung* zur Folge.

Weil die jeweils anderen für die Zwecke ihrer Produktion, ihres Konsums und ihres Handels auf Kapital angewiesen sind, kann „der Kapitalist“ seine Kompetenzen aus Kapital nutzen, um Vorteile für sich herauszuhandeln: Zins, Renditen, Entscheidungsbefugnisse. Charakteristisch für eine kapitalistische Wirtschaft ist also auch, daß alle, die kein Kapital oder nur sehr wenig davon haben, auf irgend eine Weise von Kapitalbesitzern und ihren Entscheidungen abhängig sind.

Abhängig voneinander sind die Menschen zwar so gut wie immer. Das Kapital aber macht diese ökonomische Abhängigkeit, die vom Typ her eine Abhängigkeit auf Gegenseitigkeit ist, zu einer einseitig kapitalistischen Abhängigkeit derjenigen, die kein Kapital haben, von denen, die genug davon besitzen und die ohne Hinzufügen eigener Leistung immer noch mehr davon bekommen. Die Abhängigen subventionieren mit den Kapitalerträgen, die sie abführen müssen, die ökonomische Basis der Macht, der sie ausgeliefert sind.

So hat die „Ausbeutung“ ihre Ursache im „Mehrwert“ des Kapitals, und was dann an Akkumulation, Macht und Abhängigkeit folgt, wird wiederum verstärkt und vervielfältigt durch den Mehrwert, der gleichsinnig weiterwirkt.

### 1.4 Verständnisschwierigkeiten

Dieser marxistische „Mehrwert“ fließt allerdings dem Kapitaleigner zu. Hängt er also doch mit dem *Eigentum* zusammen? In dem „Ja“ waren sich bisher Marxisten und Nichtmarxisten fast ausnahmslos einig. Man glaubte ganz allgemein, der Mehrwert hätte mit dem Privateigentum an den Produktionsmitteln zu tun.

Aber man „glaubte“ es nur. In der Theorie wußten und wissen es wenigstens die nichtmarxistischen Fachökonomien schon seit langem besser, als man es ganz allgemein noch immer glaubt und sich vorstellt!

Wie aber geht das an: daß man etwas schon besser *theoretisch weiß*, als man es in seiner Phantasie anschaulich *glaubt und sich vorstellt*? – daß man also noch gar

nicht wirklich weiß, was man aufgrund von theoretischen Einsichten und Formeln eigentlich längst *auch sehen und wissen* müßte?

Nun – die *Theorie* ist immer dann schon weiter als *Glaube und Anschauung*, wenn das theoretisch-abstrakte Denken dem Anschauungsvermögen vorausseilt. Dann hinken die Vorstellungen hinter dem besseren theoretischen Wissen hinterher. Dann hält die plastische Phantasie nicht Schritt mit der strengeren Theorie.

Kennen Sie das, daß die Phantasie hinter der Theorie zurückbleibt? Man braucht nicht gleich an die Unvorstellbarkeiten der Relativitätstheorie zu denken. Man braucht sich auch gar nicht in jedem Fall zu schämen, wenn die eigenen Vorstellungen langsamer sind als die eigene Theorie. Lassen Sie mich dafür ein Beispiel anführen, bei dem wir alle ein gutes Gewissen haben. Sagen wir nicht alle morgens: „Die Sonne *geht auf*“? Und sagen wir nicht alle abends: „Die Sonne *geht unter*“? Und sagen wir das nicht alle, obwohl wir es theoretisch längst genauer und besser wissen, nämlich eigentlich morgens sagen müßten: „Ich tauche jetzt aus dem Erdschatten auf“, und abends: „Wir drehen uns jetzt mit unserer Erde in ihren eigenen Erdschatten hinein“?

Wir stellen uns also selbst die Dinge gewohnheitsmäßig manchmal anders vor, als sie sind, obwohl wir es theoretisch besser wissen. Und so kann es auch mit den Kapitalerträgen sein: Wir stellen es uns noch so vor, als folgten die kapitalistischen Strukturen der Wirtschaft aus dem Privateigentum, während wir in der ökonomischen Theorie schon zu besseren, genaueren Einsichten gekommen sind. Und wir glauben, Geld sei zinsträchtig, weil Sachkapital produktiv ist, obwohl unsere Ökonomen auch das schon theoretisch richtiger sehen und die Sache fast aufs genaue Gegenteil hinausläuft!

Wie aber soll ich Ihnen das erläutern, daß die Kapitalerträge zwar dem Kapital-eigner zufließen, ihre Ursache aber nicht in Strukturen des Privateigentums an Produktionsmitteln haben, sondern an einer ganz anderen Stelle: nämlich in den monetären Bedingungen, unter denen man im Wirtschaftsverkehr *an Eigentum herankommt*? – Am besten vielleicht, indem ich Ihnen einmal den abstrakten, theoretischen Satz zitiere, der angibt, welcher Funktionszusammenhang zwischen den Kapitalerträgen von Investitionsgütern einerseits und dem Zins des Geldes, – also einer Erscheinung andererseits besteht, die gerade nicht mit dem Eigentum an diesen Produktionsmitteln zu tun hat, sondern mit – *dem Geld*.

Dieser „Satz“ kann auf verschiedene Weise formuliert oder auf Formeln gebracht werden. Er lautet z.B.: „Der Grenznutzen des Finanzkapitals setzt den Standard für den Grenznutzen von Sachkapital.“ Oder, salopp ausgedrückt: Bei der Frage, wieviel *Erträge Sachkapital* abwerfen muß, geben die erwarteten *Erträge des Finanzkapitals* den Ton an; und Sachkapital, das weniger Erträge als das tonangebende Finanzkapital erwarten läßt, entsteht gar nicht erst oder stirbt ab.

Oder, noch einmal anders ausgedrückt: Wie Sachkapital sich zu rentieren hat, wird vom Zins des Geldes bestimmt; also bestimmt auch der Geldzins darüber, welches Sachkapital überhaupt entsteht bzw. brach liegen bleibt.

Und nun erleben Sie wahrscheinlich, daß Sie sich den Gehalt dieser so einfachen Sätze mit ihren ökonomischen Banalitäten noch nicht so recht „vorstellen“ können. Wir erleben hier also, wie Glaube, Anschauung und Phantasie es schwerhaben, Schritt zu halten mit einfachster Theorie. Also empfiehlt es sich, der Phantasie ein wenig mit konkreter Anschauung nachzuhelfen: Als die Zinsen in den vergangenen Jahren sehr hoch waren, da hat man beklagt, daß große Firmen wie *Siemens* und *Daimler Benz*, statt in Produktionsanlagen und Arbeitsplätze zu investieren, „Geldvermögen“ gebildet und zum Teil mehr Erträge aus Geldanlagen als aus Sachinvestitionen verdient haben. Und warum das? Es „rentierte“ sich nicht, auf Kapitalerträge *aus Produktionsmitteln* zu setzen, weil der *Zinssatz des Geldes* eine so hohe Schwelle für die Rentabilität von Investitionen gesetzt hatte, daß insoweit kein Sachkapital gebildet wurde, also Sachkapitalerträge auch nicht angefallen sind.

So bestimmen in der Hauptsache nicht die Renditen von Produktionsmitteln den Zins, sondern der Zins setzt den Standard für die Renditen von Produktionsmitteln. Sinken die Zinserwartungen, dann kommen auch schon Investitionen zustande, die einen geringen Sachkapitalertrag erwarten lassen. Steigen die Zinserwartungen, investiert niemand mehr, es sei denn, die Sachkapitalerträge lassen mehr erhoffen als der Zins des Geldes.

Auf eine kurze Formel gebracht: Wie der Geldzins, so die Sachkapitalerträge! Wie das Geld, so das „Eigentum“ an Sachkapital! Wenn das Geld kapitalistische Erträge erbringt, so folgen dem die kapitalistischen Erträge des „Eigentums“. Das gilt es, genauer zu betrachten: *Wie das Geld, so die Güter!*

## 1.5 Renditetypen

Um idealtypisch „kapitalistische“ von anderen Vermögenserträgen zu trennen, muß man sich bei den Einkünften aus Vermögen umsehen. Es scheint nämlich nur auf den ersten Blick so, als seien Vermögenseinkünfte allemal gleich und allemal kapitalistisch. Wenn man einmal davon ausgeht, „kapitalistisch“ sei der „Mehrwert“, der ohne eigene Leistung (und ohne andere besondere Ursachen) aus dem Besitz von Kapitalien anfällt, dann ergibt sich folgendes grobes Bild:

Da ist erstens das *Finanzkapital*. Jeder Unternehmer, der investieren will, braucht „Finanzkapital“. So ist es. So stellen wir es uns jedenfalls vor. Als bald werde ich dafür eine etwas andere, nämlich liquiditätstheoretische Sicht- und Sprechweise bewußtmachen und einführen. Aber zunächst mag es dabei blei-

ben: Wer einem Unternehmer Geld leiht, damit er Maschinen kaufen kann, der versorgt ihn mit Finanzkapital, und der Unternehmer muß das Geld verzinsen.

Das sind dann für den Geldgeber *Finanzkapitalerträge*, für den Unternehmer *Finanzkapitalkosten*. Wie dieser Geldstrom vom Unternehmer zum Geldgeber sich noch feiner zusammensetzt, etwa aus einer echten Zins-Komponente, aus einer Risikoprämie und aus einem Inflationsausgleich, das ist hier relativ unwichtig. Es geht um die „echte Zinskomponente“ der Kapitalerträge bzw. der Kapitalkosten.

Zweitens ist da das *Sachkapital*. Unter die Sachkapitalerträge fallen Mieten aus Hausbesitz ebenso wie Aktienrenditen und Gewinnanteile aus einer anderen Beteiligung an unternehmerischem Vermögen.

Um so schärfer muß bei diesen Renditen auseinandergehalten werden: Handelt es sich um Renditen aus Gütern, die knapp und nicht vermehrbar sind, oder um Renditen aus vermehrbaren Produktionsmitteln?

Soweit es sich um Erträge handelt, die aus langfristiger, naturbedingter Knappheit der Güter herrühren, hat man es mit *Knappheitsrenditen* zu tun. Diese haben ihre Ursache nicht eigentlich darin, daß jemand Kapitaleigner überhaupt ist, sondern darin, daß er zufällig oder auf Grund seiner ökonomischen Kapazitäten ein nicht ohne weiteres vermehrbares Gut besitzt. Seine Renditen kann man daher mit gutem Grund als *nicht typisch kapitalistisch* ansehen.

Hat man es dagegen mit vermehrbaren Sachkapitalien zu tun, dann mag zwar zunächst in der Rendite eine Komponente „Knappheitsrendite“ enthalten sein. Sie schwindet jedoch in dem Maße, wie sich diese Kapitalart deshalb vermehrt, weil auch andere die Knappheit nutzen, um daran zu verdienen. Vermehren wird sich ein solches Sachkapital und genutzt werden wird es – grob gesagt – so lange, bis die zu erwartenden Erträge unter das Niveau sinken, das der Geldzins bestimmt. Denn Sachkapitalien zu schaffen oder zu nutzen, die weniger bringen als das Geld Zins, das hieße, unrentabel zu arbeiten.

Also auch bei den vermehrbaren Sachkapitalien haben wir es mit Erträgen zu tun, die mit Knappheit zusammenhängen. Hier allerdings sind die Erträge geeignet, den Unternehmer in Stand zu setzen, das knappe Gut zu vermehren und eben dadurch die Ursache für seine Knappheitsrendite zu beseitigen. Wer solche Knappheiten ausspät, bekommt für eine Weile eine Knappheitsrendite, und auch das kann man mit guten Gründen aus den „typisch kapitalistischen“ Befunden herausnehmen: Eine Informationsleistung wird prämiert, aber so, daß die Prämie nicht ohne weiteres weiterfließt, sondern sogar so, daß sie am Ende zur Senkung des Ertrages aus jeder weiteren investierten Mark führt.

Als *tonangebende* Mehrwert-Determinante von der Art, daß der bloße Kapitalbesitz schon zu Renditen führt, bleibt damit am Ende nur das Finanzkapital, das Kapital der Kapitalien. Und dieses eigenartige Kapital sorgt sogar dafür, daß

vermehrbares Sachkapitalien nicht mehr geschaffen (oder nicht mehr genutzt!) werden, wenn sie nicht so viel einbringen wie verliehenes Geld.

Mit dem herkömmlichen Finanzkapital „Geld“ als dem „Kapital der Kapitalien“ ist also zugleich verbunden, daß genutztes Sachkapital *knapp bleibt!* Und diese Auswirkung des „Kapitals der Kapitalien“ kann man dann wieder als „typisch kapitalistisch“ einstufen: die durch die Struktur des Finanzkapitals erzeugte künstliche Knappheit genutzter vermehrbarer Sachgüter.

## 2. Das Geld als das Urkapital

Wie das Geld, so die Güter. Das Geld gibt den kapitalistischen Ton an. Die besonderen Eigenschaften des Geldes im Vergleich mit anderen Gütern oder Waren sind schon vielfach beschrieben worden, sei es von Ökonomen, sei es von Philosophen, sei es von Moralisten religiöser oder sonstiger Färbung, sei es z. B. von *Karl Marx* selbst (6), der nur versäumt hat, die Konsequenzen daraus zu ziehen, daß das Geld wegen seiner besonderen Eigenschaften kein „Äquivalent“ zu anderen Gütern ist.

Was macht das Geld so tonangebend in der Wirtschaft?

### 2.1 Die Überlegenheit des Geldes in der Verkehrswirtschaft

Die Überlegenheit des Geldes über die anderen Güter kommt daher, daß man heute in der Verkehrswirtschaft an die anderen Güter praktisch nur herankommt, wenn man sich des Geldes als des Verkehrsinstrumentes bedient.

Wer ins Reich der Güter will, muß die Geldbahn benutzen. Er muß sich den Verkehrsbedingungen fügen, die die Betreiber der Geldbahn setzen: Er muß den Fahrpreis zahlen. Und wer die Geldbahn nicht gleich benutzen kann, weil er kein Geld hat, muß sich welches beschaffen.

Das ist die Lage eines jeden jungen Unternehmers, dessen Kopf voller guter Ideen, dessen Brust voller Tatendrang, dessen Geldbeutel jedoch leer ist: Er ist abhängig davon, daß ihm ein Geldgeber die Benutzung der Geldbahn gestattet, die ihn zu den Investitionsgütern bringt, die er braucht. Auch der Produzent dieser Investitionsgüter ist abhängig davon, daß seine Abnehmer sich die Benutzung des Geldes als Zahlungsmittel leisten können.

Das ist auch die Lage eines jeden Arbeitslosen, der ebenfalls voller Tatendrang ist und lieber Lohn statt Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe bezöge: Er ist (nicht nur, aber doch auch) abhängig davon, daß irgendwelche Geldgeber irgendwelchen Unternehmern Geld zu einem Zinssatz zur Verfügung stellen, bei dem es sich „rentiert“, wieder Arbeitnehmer einzustellen.

Das ist schließlich z.B. auch die Lage der öffentlichen Hände, die dringende Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben in Auftrag geben und bezahlen, und der Unternehmer, die diese Aufträge bekommen und ausführen wollen: Auch sie alle sind abhängig von Geldgebern, die ihnen die Benutzung der Geldbahn nur gestatten, wenn dafür gehörig Zinsen gezahlt werden.

Und umgekehrt: Wer reich ist, kann durch Veräußerung von Gütern sich in den Besitz von Geld bringen und sich dadurch die Kompetenz verschaffen, anderen Nichtbesitzenden die Benutzung der Geldbahn, die allein ins Reich der Güter führt, nur gegen Entgelt zu ermöglichen.

Oder: Wer reich ist, der vermietet und verpachtet seine Güter gleich direkt, freilich wiederum regelmäßig nur dann und nur insoweit, wie er auf diesem Wege wenigstens so viel Erträge erwarten kann, wie er erwarten darf, wenn er den anderen Weg über den Verkauf und Geldanlagen einschlägt. Auch hier gilt: Wie das Geld, so die Güter. Geld, das ich übrig habe, bringt Zinsen; Güter, die ich übrig habe, bringen Pacht oder Miete. Den Maßstab für die Höhe der Kapitalerträge aber bestimmt jedesmal der erwartete Geldzins. Und an das gewünschte Gut kommt man nur heran, wenn man für den Nutzen des Gutes wenigstens so viel zahlt, wie man für Geld gleicher Menge Zins zahlen müßte. So muß man den Preis der Geldbahn auch dann zahlen, wenn man nur an den Nutzen (und nicht an den Substanzwert) der Güter herankommen will, nämlich bei Miete, Pacht und Leasing.

Die Überlegenheit des Geldes ist also darauf zurückzuführen, daß man in der Geldwirtschaft praktisch nicht mehr ohne Geld ökonomisch miteinander kommunizieren kann. Wer Bedürfnisse hat, der kommt an die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse praktisch nur heran *vermittels Geld*. Er kann seinen Bedarf nur stillen, wenn er für kurze Zeit über das ökonomische Kommunikationsmittel „Geld“ verfügt. Dementsprechend groß ist die Macht der anderen, die über das Geld verfügen, ohne das die übrigen nicht ökonomisch miteinander kommunizieren können. Der Zins, den sie verlangen können, ist daher ein Preis gar nicht für die langdauernde Nutzung eines Sachgutes, sondern der Preis für die Abwicklung einer wirtschaftlichen Kommunikation.

Wie kann man sich die Überlegenheit des Geldes konkreter vorstellen? Man darf den Nutzen des Geldes gerade nicht dort suchen, wo wir ihn bei den Gütern, Waren und Leistungen zu sehen gewohnt sind: Der Nutzen des Geldes liegt nicht darin, was man mit den Scheinen oder Münzen selbst machen kann, solange man sie besitzt. Der Nutzen des Geldes liegt vielmehr in seiner *Eignung zur ökonomischen Kommunikation*.

Der Nutzen des Geldes ist ein *Kommunikationsnutzen im Wirtschaftsspiel*. Er zeichnet das Geld im Verhältnis zu den anderen Gütern genau dann aus, wenn man auch die anderen Güter betrachtet im Hinblick auf *ihre* Eignung zum Verkehr, zum Tausch, zur ökonomischen Kommunikation. Man ist mit Geld kom-

munikativ viel beweglicher als mit anderen Tauschobjekten. Das ist der springende Punkt!

Das Geld ist im Wirtschaftsspiel etwa so viel (und aus ähnlichen Gründen) beweglicher und anderen Tauschobjekten überlegen, wie der Joker im Kartenspiel beweglicher und anderen Karten überlegen ist. Das Geld ist *der monetäre Joker*.

Diese „Jokertheorie“ von der Überlegenheit des Geldes über die anderen Güter weicht ab von den Vorstellungen, mit denen die Schüler von *Silvio Gesell* die Überlegenheit des Geldes begründen. *Gesell* selbst hat seine Überlegungen auf zwei Säulen gestützt: Zum einen hat er das Geld mit der *bequemen Straße des Handels* verglichen, während der Tausch und der Wechsel weniger bequeme Wege darstellten. Diese Deutung liegt ganz auf der Linie der Überlegenheit des Geldes im *Wirtschaftsverkehr*, die hier verfolgt wird. Zum anderen meinte *Gesell*, das Geld sei anders als Waren *unverderblich*; es müsse daher verderblich gemacht werden wie Waren: „rostende Banknoten“, „Schwundgeld“. Seine Nachfolger haben sich vor allem an die anschaulichere, zweite Begründung gehalten. Sie ist jedoch geldtheoretisch nicht nur unzutreffend, sondern geradezu irreführend; denn sie versperrt den Blick auf die angemessenere liquiditätstheoretische Deutung des Geldes. Sie lenkt nämlich die Aufmerksamkeit des Betrachters vom eigentlichen (dynamischen) Tauschvorgang ab, indem sie sie auf Fragen der Werterhaltung beim (statischen) Behalten der Gegenstände fokussiert. Das ist, also wolle man die besonderen Fähigkeiten eines wendigen Pfadfinders untersuchen, während er zu Hause hinter dem Ofen sitzt.

Schaut man also auf das Geld, das die Kassen wechselt, dann ergibt sich: Das Geld ist *im Verkehr* gerade *nicht nur* den *verderblichen* Waren überlegen, sondern auch den anderen, unverderblichen Gütern. Es übertrifft mit seiner Eignung zum Tausch sogar Güter, die ihm im Punkte „Wererhaltung“ ebenbürtig oder voraus sind. Man kauft mit Geld verderbliche Tomaten ebenso wie hochrentable Obligationen, Aktien oder im Preise steigendes Platin. Geld aufzubewahren, ist ohnehin in der Regel unsinnig; denn es entgehen einem die Erträge, die man haben kann, wenn man es richtig anlegt. Wegen dieser „Opportunitätskosten“ der Kassenhaltung wird Geld in der Regel von ökonomisch denkenden Wirtschaftsteilnehmern nicht zu Zwecken der Wertaufbewahrung „gehortet“, sondern nur aus Gründen der Liquidität vorgehalten.

Selbst ein Geld, das bei mäßiger Inflation *an Wert verliert*, behält seine Überlegenheit als Tauschmittel. Wer das Geld „den anderen Tauschobjekten ähnlich“ machen will, der also müßte *unterschiedliches* Geld emittieren, je nach dem, ob das Geld konkurrieren soll mit der Verderblichkeit einer Zirkusvorstellung oder eines Konzertes, mit der Verderblichkeit von Kuchen oder Kartoffeln oder mit der Verderblichkeit von klassischen Kunstwerken, von Gold oder von Diamanten. Oder er müßte die Wertveränderungen beim Geld richten nach dem Durchschnitt aller im Werte sinkenden (und steigenden?) Waren. Aber das wäre sinn-

los; denn man würde sich dabei nach falschen Vorstellungen und Maßstäben richten.

Die Überlegenheit des Geldes als eines Tauschmittels über die anderen Tauschgegenstände hängt zusammen mit seiner Liquidität. Alle tauschbaren Gegenstände haben einen Tauschwert. Einige sind liquider als andere. Aber bei keinem ist der Tauschwert so bequem, handlich, verkehrsgerecht und liquide wie beim Geld. Die Überlegenheit steckt im „Plus“, – steckt darin, daß das Geld ist: „Tauschvermögen *plus* Liquidität“. Geld ist das liquideste unter allen Tauschobjekten, und *darin* liegt seine Überlegenheit.

Um noch einmal zurückzukommen auf die Angleichung des „künstlichen“ Tauschobjektes „Geld“ an die „natürliche“ Verderblichkeit der Waren: Wenn man von diesem alten, liebgewordenen Bild nicht lassen will, dann sollte man es so verändern, daß es sich mit den richtigeren geldtheoretischen Vorstellungen verträgt. Dazu eine kleine Geschichte:

Der monetäre Joker war kapitalistisch übermütig geworden. Deshalb berieten die Götter darüber, wie sie ihn zur Vernunft brächten. *Hermes*, der Götterbote und Schutzpatron der Händler und Diebe, schlug vor, den Geldjoker sterben zu lassen und neu zum Leben zu erwecken, aber so, daß er bei seiner postkapitalistischen Wiedergeburt als siamesischer Zwilling zur Welt käme: untrennbar verbunden mit einem Bruder, den der listige *Hermes* nach Art einer im Werte schwindenden Ware zu schaffen empfahl. So ließen es die Götter geschehen! Das Ausmaß der Kosten, die der lästige Bruder dem monetären Joker ständig bereitete, die allerdings hat der kluge *Hermes* nicht nach der konkreten oder durchschnittlichen Halbwertszeit von Käse, Tomaten und modischen Fetzen Baumwolle bestimmt: also nicht nach dem Wertverlust dieser oder jener mehr oder weniger verderblichen Ware, sondern nach dem ökonomischen Übermut des monetären Zwillingbruders.

Nicht der *Verderblichkeitsgrad einiger Waren* bestimmt den Grund und die Höhe der Liquiditätskosten, sondern die *ökonomische Nützlichkeit des Geldes*.

## 2.2 Kapitalkosten als ökonomische Kommunikationskosten

Wenn Geldkosten am Ende Kommunikationskosten sind: Warum werden Zinsen dann gezahlt während der Dauer der Nutzung von erworbenem und stationärem Sachkapital, statt nur für die kurzfristige Nutzung des Kommunikationsinstruments „Geld“? Wieso fallen Kapitalerträge an für die Dauer der Überlassung von Kapital und nicht nur für die kurzzeitige Nutzung des Kommunikationsmittels „Geld“?

Wenn Geld ein ökonomisches Kommunikationsmittel ist und wenn der Grundsatz gilt: „Wer den Nutzen hat, der trägt auch die Kosten“, dann sollten die

Geldkosten sich danach richten, wer jeweils in welchem Umfange den Kommunikationsnutzen des Geldes beansprucht, und nicht danach, wann ein Kreditnehmer die aufgenommene Summe zurückzahlt. Denn auch aufgenommene Kredite werden alsbald wieder ausgegeben, so daß das Geld längst von Kasse zu Kasse wandert, während der Kreditnehmer noch immer die Geldkosten zahlt. Und währenddessen haben andere den Kommunikationsnutzen des Geldes, zahlen damit und verwenden es womöglich wiederum dazu, von irgendwelchen anderen Kreditnehmern Zinsen zu bekommen...

Offenbar geht der Kommunikationsnutzen des Geldes auf dem Marsch des Geldes durch die verschiedenen Kassen längst seine eigenen Wege, während die Geldkosten beim Kreditnehmer hängenbleiben. Während andere längst den Geldnutzen haben, hat der Kreditnehmer nach wie vor die Geldkosten. Und diejenigen, die den Kommunikationsnutzen des Geldes genießen, haben keine Kosten. Die Kosten bleiben, der Nutzen wandert weiter.

Und damit wären wir bei der Ausgangsthese: Sie lautete, daß der Kapitalismus seinen eigenen Effektivitätsprinzipien widerspreche, weil ein zentraler Grundsatz verletzt würde. Der Grundsatz, um den es geht, ist eben der, daß, wer den Nutzen hat, auch die Kosten tragen soll. Beim herkömmlichen Geld ist dieser Grundsatz verletzt.

Genau in dem Umfange, wie der Grundsatz der Konkurrenz von Nutzen und Kosten beim Geld verletzt ist, bleiben „Kapitalkosten“ bei dem hängen, der nichts anderes will, als sich zu mobilisieren, um ein Produktionsmittel (oder eine Ware oder ein Konsumgut) zu erwerben. Und genau in dem Umfange, wie mit dem Geld ein wirtschaftlicher Kommunikationsnutzen einhergeht, ohne daß entsprechende Kommunikationskosten damit verbunden sind, kann ein Geldbesitzer diesen Nutzen vermarkten und in Gestalt der Kapitalerträge einen Mehrwert herauswirtschaften.

Das Geld ist bei der wirtschaftlichen Kommunikation den anderen Kommunikationsobjekten überlegen. Daraus resultiert ein größerer Kommunikationsnutzen des Geldes als der anderen Güter. Dies verbunden mit der Tatsache, daß dieser Kommunikationsnutzen gratis anfällt, führt dazu, daß Geldbesitzern der Kommunikationsnutzen des Geldes gratis ins Haus geliefert wird. Sie können ihn vermarkten und kassieren dann Zinsen, und dies wiederum nicht immer von dem, der das Geld nutzt, sondern vom ersten besten Kreditnehmer. Und genau das ist sowohl der Kern des kapitalistischen Systems als auch der kapitalistische Defekt der Marktwirtschaft.

Der Mehrwert des kapitalistischen Geldes hat seine Ursache darin, daß im monetären System der marktwirtschaftliche Grundsatz verletzt ist, wonach Nutzen und Kosten beieinanderbleiben sollen. Dem muß jetzt geldtheoretisch noch etwas genauer auf den Grund gegangen werden.

## 2.3 Liquiditätsnutzen und Liquiditätskosten

In der geldtheoretischen Fachsprache nennt man die Eigenschaft, die das Geld vor den anderen Tauschobjekten auszeichnet, die (monetäre) *Liquidität*. *Keynes* beschreibt diese Eigenschaft zunächst ganz allgemein als eine Qualität, die den Gütern in unterschiedlichem Maße zukommt:

*„The power of disposal over an asset during a period may offer a potential convenience or security, which is not equal for assets of different kinds, though the assets themselves are of equal initial value. There is, so to speak, nothing to show for this at the end of the period in the shape of output; yet it is something for which people are ready to pay something. The amount (measured in terms of itself) which they are willing to pay for the potential convenience or security given by this power of disposal (exclusive of yield or carrying-costs attaching to the asset), we shall call its liquidity-premium 1“. (7)*

(Zu deutsch: „Die Macht, während einer Zeitspanne über ein Wirtschaftsgut durch Veräußerung oder Belastung verfügen zu können, kann eine potentielle Annehmlichkeit oder Sicherheit bieten, welche bei unterschiedlichen Gütern trotz gleicher Ausgangswerte nicht gleich ist. Da zeigt sich zwar, wenn man so sagen will, am Ende der Zeitspanne nichts in Gestalt von Ergebnissen; aber gleichwohl handelt es sich um etwas, wofür die Leute etwas zu zahlen bereit sind. Der Betrag (gemessen in Einheiten seiner selbst), den sie für die potentielle Bequemlichkeit oder Sicherheit, die diese Macht gewährt, zu zahlen bereit sind, nennen wir die Liquiditätsprämie 1 des Wirtschaftsgutes.“)

Das Wort „liquidity-premium“ (Liquiditätsprämie) ist etwas mißverständlich: Die Prämie bekommt man entweder „in Natur“ als „potential convenience or security“ (Annehmlichkeit oder Sicherheit). Dann handelt es sich um den „Liquiditätsnutzen“ des Geldes, den man unmittelbar genießt, vergleichbar dem Nutzen, den der Revolver im Halfter für einen Sheriff hat, der jederzeit schußbereit sein muß. Oder aber man genießt die Liquiditätssegnungen des Geldes nicht direkt, sondern, indem man auf sie für eine gewisse Zeit gegen Entgelt verzichtet. Dann handelt es sich um eine Liquiditätsverzichtsprämie. Im übrigen aber ist dem liquiditätstheoretischen Ansatz kaum etwas hinzuzufügen.

Die Nützlichkeit des Geldes in der Kasse, die sich am Ende der Zeitspanne nicht als Ergebnis niederschlägt, aber gleichwohl geldwert ist, bekommt man als Geldbesitzer gewissermaßen als kostenlose Zugabe zum Nennwert des Geldes. Was der Geldbesitzer von der Volkswirtschaft als eine Art von *primärem monetären Mehrwert* geschenkt bekommt, ist also der *Liquiditätsnutzen des Geldes*.

Dieser Liquiditätsnutzen des Geldes: Das ist der *Urzins* in monetärer Reinkultur.

Der Urzins ist so schwer wahrzunehmen und richtig zu begreifen, weil er in seiner Quellform gar nicht zu Buche schlägt: „Nothing to show for this at the end of

the period in the shape of output“!

Erst wenn man die „unsichtbare“ Quellform des Urzinses, nämlich den ökonomischen Nutzen der Liquidität, vermarktet, setzt der sichtbare, nämlich gebuchte Zustrom an Erträgen auf dem Gewinn- und Verlustkonto ein. Und erst dann, wenn man von dem Zins als Preis zurückschließt auf den Nutzen, der den Zins als Preis wert ist, erscheint in Umrissen der Liquiditätsnutzen des Geldes als erste und ursprüngliche Daseinsweise des Urzinses.

Der Zins erscheint dann als der Preis, den der Geldgeber vom Kreditnehmer für den zeitweiligen Verzicht auf seine Liquidität bekommt. Aus der Vermarktung des „primären Mehrwertes“ (der in Gestalt des Zustroms von „unsichtbarem“ Liquiditätsnutzen anfällt) resultiert dann der Zins als *sekundärer monetärer Mehrwert* in Gestalt eines Ertragsstromes.

Die Zinsen sind also in erster Linie eine Sache der Liquidität des Geldes. Nur sind die Geldtheoretiker seit *Keynes* bislang leider inkonsequent. Sie sagen leider nicht auch: „Zinsen sind der Preis, den der Kreditnehmer für die zeitweilige Nutzung der monetären Liquidität zahlt.“ Und sie sagen daher leider ebensowenig: „Zinsen sollten folglich immer von dem bezahlt werden, der den Liquiditätsnutzen des Geldes gerade beansprucht und genießt, statt von dem, der den bezahlten Geldnutzen mit dem ausgegebenen Geld längst weitergegeben hat.“

Die Geldtheoretiker seit *Keynes* leisten sich also eine Inkonsequenz. Der Zins erscheint bei ihnen als jeweils etwas ganz anderes – je nach dem, ob der Geldgeber ihn verlangt (*Liquiditätsverzichtsprämie*) oder der Entleiher ihn zahlt (*Finanzkapitalkosten*). Dahinter steckt die kapitalistische Täuschung, um deren Aufklärung es heute geht: Was mit dem Geld zu tun hat, wird dem Kapital zugeschrieben.

*Keynes* selbst dagegen hatte theoretisch schon den Durchbruch bis zur entscheidenden Formel geschafft. Er konnte sich mit dem Geld verbundene Kosten, die gerade keine Inflation bedeuten, vorstellen. Und er konnte mit dieser Vorstellung überraschende Einsichten erdenken, ohne immer gleich in alten falschen Hohlwegen des Assoziierens hängen oder stecken zu bleiben wie die meisten seiner fachökonomischen Kollegen von gestern und heute mit Ausnahme etwa von *Irving Fisher* (8). Er schrieb daher, es komme darauf an, *welcher Saldo* sich ergebe aus dem Liquiditätsnutzen des Geldes hier und den Liquiditätskosten des Geldes dort. Ich komme gleich darauf zurück.

*Keynes* hat nicht nur die „Liquidität“ als Charakteristikum des Geldes herausgearbeitet und damit die Liquiditätstheorie des Geldes begründet. Er hat vielmehr auch mit aller wünschenswerten Klarheit formuliert, worüber Fachökonom seitdem – *nicht wieder wirklich nachgedacht haben*.

Fachökonom haben die einschlägigen Sätze in der „*General Theory*“ offenbar immer wieder überlesen, weil der Sinn der Aussagen einfach nicht in ihr Vorstellungsvermögen paßte oder weil sie sonst nichts weiter damit zu verbinden

vermochten: Eine bemerkenswerte Tradition von fachwissenschaftlichen *Perzeptionsbarrieren*. „Schwierig“, warnte *Keynes* seine Kollegen im Vorwort, „sind nicht die neuen Gedanken; schwierig ist nur, von den alten loszukommen...“ („The difficulty lies, not in the new ideas, but in escaping from the old ones, which ramify, for those brought up as most of us have been, into every corner of our minds.“)

Im Text der berühmten „*General Theory of Employment Interest and Money*“ selbst heißt es dann sehr deutlich: „*In this connection the low (or negligible carrying-costs of money play an essential part. For if its carrying-costs were material, they would offset the effect of expectations as to the prospective value of money at future dates. (...) Moreover, the low carrying-costs of money as we know it play quite as large a part as a high liquidity-premium in making the money-rate of interest the significant rate. For what matters is the difference between the liquidity-premium and the carrying-costs.*“ (9) „*In diesem Zusammenhang spielen die niedrigen bzw. zu vernachlässigenden Liquiditätskosten eine entscheidende Rolle. Wenn sie nämlich ins Gewicht fielen, dann hätten sie Auswirkungen auf die Erwartungen betreffend den Schätzwert des Geldes in zukünftigen Zeitpunkten. (...) Darüberhinaus haben die niedrigen Liquiditätskosten des Geldes, wie wir es kennen, einen ebenso maßgebenden Einfluß wie ein hoher Liquiditätsnutzen bei der Herausbildung des Zinssatzes von Geld als der signifikanten Rate.*“

Die für praktisch alle Kapitalien „signifikante“ Zinsrate wird vom Geld her determiniert. Also ist das herkömmliche Geld *das Kapital schlechthin*, oder eben *das Urkapital*.

Aber „Urkapital“ ist (wie gesagt und in Anwendung des Vorbehaltes von *Keynes* selbst) nur das Geld, „wie wir es kennen“ („money as we know it“). Die Eigenschaften des Geldes, das uns vertraut ist, sind dadurch bestimmt, daß sein Liquiditätsnutzen erheblich, seine Liquiditätskosten jedoch verschwindend sind. Da es aber auf die Differenz zwischen Liquiditätsnutzen und Liquiditätskosten ankommt, kann man durch künstliche Liquiditätskosten dafür sorgen, daß sich der für alle Kapitalien signifikante Zinssatz verringert.

Noch einmal die entscheidende Einsicht von *Keynes*, – noch einmal den keynesianischen Durchbruch zum bahnbrechenden Gedanken, – noch einmal, damit die Sache auch bewußt wird und in Erinnerung bleibt: Die niedrigen Liquiditätskosten des herkömmlichen Geldes haben maßgebenden Einfluß darauf, daß der Zinssatz von Geld zu *der signifikanten Rate überhaupt* wird!

„*Deshalb*“, schreibt *Keynes*, „*waren jene Geldreformer, die eine Abhilfe suchten, indem sie künstliche Liquiditätskosten für Geld einführen wollten (...), auf der richtigen Spur; und der praktischer Wert ihrer Vorschläge verlangt, daß man sie erörtert.*“ (10) Leider haben bislang weder die Fachleute die Probleme der Liquiditätskosten auf keynes'schem Niveau diskutiert, noch haben die Nachkommen von *Silvio Gesell* und *N.A.L.J. Johannsen* (11) ihre Freigeldfragen nachhaltig

liquiditätstheoretisch modernisiert. Daher waren die Chancen einer Begegnung bisher denkbar gering.

Übrigens hat *Keynes*, was nur wenige wissen, den Gedanken der Liquiditätskosten in etwas abgewandelter, aber auch intelligent erweiterter Form empfohlen für das internationale Währungssystem in seinem *Keynes-Plan* („Proposals“) für den Internationalen Währungsfonds. (12)

## 2.4 Geld von der Zentralbank

Vor dem nächsten Schritt der Analyse ist es zweckmäßig, die bisherigen Überlegungen zum Geld und zum Kapital noch einmal aus einer ganz anderen Sicht zu veranschaulichen: aus der Sicht eines Betrachters nämlich, der zuschaut, wie eine Volkswirtschaft in einem ökonomischen Modell von einer Zentralbank mit Geld versorgt wird. Es soll also nicht zugehen wie bei *Milton Friedman*, der das Geld aus Hubschraubern über die Leute herabregnen ließ, sondern etwas realistischer.

Angenommen also eine Volkswirtschaft zur Stunde Null, in der eine zentrale Notenbank erstmals Geld in Gestalt von Banknoten und Münzen ausgibt. Angenommen weiter, diese Bank verschenkt das Geld nicht, sondern verleiht es oder bringt es in Verkehr, indem sie Geldforderungen kauft. Das hat eine hinreichende Ähnlichkeit mit der wirklichen Emission von Geld, so daß man einige aufschlußreiche Überlegungen daran knüpfen kann.

Nehmen wir also an, der Händler H möchte vom Unternehmer U Waren im Werte von 1 Million DM erwerben. Er hat aber kein Geld und bezahlt daher mit einem Wechsel, zahlbar in 3 Monaten. Der Unternehmer U nimmt den Wechsel entgegen, diskontiert ihn aber in dem Maße, wie er kein Geld, sondern nur eine Geldforderung bekommt, die er erst noch in Geld verwandeln, also mobilisieren bzw. liquidisieren muß. Händler H bekommt also nicht den vollen Wechselbetrag gutgeschrieben, sondern den Betrag abzüglich vorwegberechneter Zinsen. Um nun seine Mitarbeiter bezahlen zu können, verkauft U den Wechsel an die Zentralbank unserer Modellwirtschaft und bekommt das dringend benötigte Geld, freilich auch wiederum nur unter Diskontierung der Zinsen, die auch er für die Dauer der Vorfinanzierung des Wechsels abgezogen bekommt. Der Händler H erhält inzwischen die mit dem Wechsel bezahlte Ware und verkauft sie wieder. Er kann also zum vorgesehenen Termin den Wechsel bei der Zentralbank einlösen und sich von seiner Schuld befreien. Dafür aber, daß er sich des Geldes bedient hat, um den Unternehmer zu bezahlen, damit der seine Mitarbeiter entlohnen kann, die dann wiederum womöglich beim Händler Waren kaufen, – dafür also, daß er das Geld von der Zentralbank in den Kreislauf befördert und wieder zurückzahlt, – dafür mußte unser Händler H Zinsen an die Zentralbank zahlen.

Ganz ähnlich sieht die Sache aus, wenn sich der Händler oder irgend jemand sonst direkt bei der Zentralbank Geld besorgt, um seine Geschäfte abwickeln zu können: Wer immer sich bei unserer Zentralbank ökonomisch mobilisieren bzw. liquidisieren will, zahlt für das Geld, das er bekommt, Zinsen, bis er es zurückzahlt. Auch der Unternehmer U, der sich Maschinen kaufen will und zu diesem Zwecke Geld direkt bei der Zentralbank aufnimmt, zahlt Zinsen.

Und nun frage ich: Wofür werden diese Zinsen gezahlt? Werden sie für Finanzkapital entrichtet? Versorgt die Zentralbank die Wirtschaft mit Kapital?

Hat denn die Zentralbank Sparleistungen erbracht, die als Kapital anderen zur Verfügung gestellt werden?

Nein und noch einmal nein! Wer immer Geld von der Zentralbank bekommt, gibt dafür eine Forderung hin: einen Wechsel oder ein Schuldversprechen. Er mobilisiert ein vorhandenes Wirtschaftsgut. Er tauscht unbewegliche Forderungen für eine Weile um in bewegliches Geld. Genau dafür fallen die Zinsen an. Und hier zeigt sich besonders schön, daß die Aufnahme von Kredit nichts zu tun hat mit Kapitalbeschaffung, sondern nur zu tun hat damit, vorhandene Güter zu liquidisieren, und seien es, wie in den vorliegenden Fällen, Geldforderungen, Wechsel, Schuldverschreibungen.

Wer sich kreditweise Geld besorgt, der bringt sein Kapital immer schon mit. Die Bank verflüssigt es ihm nur. Zinsen sind die Liquidisierungskosten, die dabei anfallen.

Wie aber kommen wir dann dazu, andere Kredite, die nicht von der Zentralbank kommen, doch als „Kapitalbeschaffung“ zu verstehen und zu deuten? Das liegt vor allem daran, daß wir es so gewohnt sind und daß auch die Fachleute daran seit Jahrhunderten nichts auszusetzen haben.

## 2.5 Private Geldgeber als Quasi-Emissionsbanken

Tatsächlich macht ein privater Geldanleger kaum etwas anderes als die Zentralbank in unserer Modellvolkswirtschaft: Zwar kann er Geldscheine nicht selbst drucken lassen wie die Zentralbank. Aber auch er kann sie sich verschaffen, indem er irgendwelche Güter, die er entbehren kann, verkauft. Hat er dann erst einmal Geld, kann er sich, statt das Geld selbst auszugeben und es dadurch im realwirtschaftlichen Verkehr zu belassen, als Geldemittent aufspielen und in Konkurrenz zur Zentralbank der Volkswirtschaft Liquidisierungsdienste anbieten.

Jeder Geldanleger ist eine kleine Quasi-Emissionsbank: Er nimmt Geld aus dem Verkehr, und er emittiert es wieder und gibt es dem Verkehr zurück nur gegen Zins, ganz wie die Große Schwester, ganz wie die Zentralbank.

Und so wenig, wie der Kreditnehmer dabei vom Geldgeber einseitig „Kapital“ erhält, so wenig gibt der Geldgeber dem Kreditnehmer einseitig „Kapital“: Der

Kreditnehmer muß schon eine Zahlungsverpflichtung, einen Wechsel, einen Schuldschein und womöglich Sicherheiten mitbringen. Nur dann ist der Kreditgeber bereit, dieses mitgebrachte unbewegliche Kapital in bewegliches Geld umzutauschen. An seinen Bilanzbeständen ändert sich dabei nichts, nur an der Zusammensetzung seiner Bestände.

Es bleibt also dabei, und die Modellwirtschaft hat das nur veranschaulicht: Zinsen sind nicht eigentlich Kapitalkosten, sondern Geldbeschaffungskosten und als solche Liquidisierungskosten, – freilich Geldbeschaffungskosten, die so eigenartig verrechnet werden, daß sie jedem Produzenten, Händler oder Konsumenten nicht als das erscheinen, was sie sind, nämlich nicht als Kosten des Wirtschaftsverkehrs, sondern als Kosten der Güter, die mit dem Geld bezahlt werden. Und diese herkömmliche Art und Weise, die Geldbeschaffungskosten beim Kreditnehmer hängen bleiben zu lassen, sorgt für die optische Täuschung, die die Geldbeschaffungskosten als Kapitalkosten erscheinen läßt.

## 2.6 Der Kapitalismus in neuem monetären Licht

Es lag an der Entwicklungsgeschichte des Geldes und an den damit verbundenen Gewohnheiten: die haben dazu geführt, daß die signifikante Funktion von Liquiditätsnutzen und Liquiditätskosten und die Folgen verdeckt geblieben sind, die mit der „falschen Verrechnung“ der Liquiditätskosten als Zinsen zusammenhängen. Beim Warengeld, beim Gold und bei seinen Nachfolgern, den Banknoten, war der gedankliche Durchbruch bis zu künstlichen Liquiditätskosten fast versperrt, obgleich es im Mittelalter mit den Brakteaten (und wohl auch in Ägypten mit dem Korngiro) schon lehrreiche Modellfälle eines Geldes, wie wir es nicht gewohnt sind, gegeben hat. (13)

Jetzt, nach dem Bewußtwerdungsschub, bietet es sich an, die Ökonomie auf der Grundlage der bisherigen Erkenntnisse, aber unter Berücksichtigung der „neuen theoretischen und praktischen Beweglichkeit“ beim Geld kritisch und konstruktiv neu darzustellen. Einige Perspektiven dieser Art sind andernorts schon skizziert worden. (14) Schwerwiegende Probleme der Gegenwart, wie die Staatsverschuldung und die internationale Verschuldung, wie die Arbeitslosigkeit und der pathologische Wachstumszwang der Wirtschaft im Hinblick auf Umweltzerstörung, haben alle ihren Bezug zum kapitalistischen Geldsystem. Hier aber geht es nur um die Befreiung der Marktwirtschaft vom Kapitalismus.

In dem Maße, wie nach der keynes'schen Formel „Nutzen der Liquidität minus Kosten der Liquidität“ der Geldzinssatz gesenkt werden kann, der für den Kapitalismus schlechthin signifikant ist, verschwindet mit dem Zins des Geldes langfristig auch der daran hängende Kapitalismus.

Wir haben heute ein *Geld mit kapitalistischem Mehrwert*. Mit Hilfe der Liquiditätskosten wird dieser Mehrwert abgeschöpft oder ausgeglichen. Dann bekommen wir ein *Geld ohne Mehrwert*. Wie das praktisch bewerkstelligt werden kann, das will ich noch kurz beschreiben. Auf Übergangsprobleme kann ich jedoch dann wiederum hier nicht mehr eingehen.

### 3. Geld ohne Mehrwert

#### 3.1 Der politische und der wirtschaftliche Weg

Will man heute *Geld ohne Mehrwert* verwirklichen, so eröffnen sich zwei Strategien: eine politische Strategie, die herkommt von der „staatlichen Theorie des Geldes“ und darauf zielt, dem Geld *hoheitlich* künstliche Kosten anzuheften (Geldgebühren, Geldsteuer, Ausgleichsabgaben auf Liquidität); und eine andere Strategie, die die Mobilisierung und Liquidisierung von Gütern als eine ökonomische (Dienst-)Leistung begreift, die ihren (Markt-)Preis hat, so daß von der Überlegung ausgegangen wird, den Wirtschaftssubjekten Liquidität so zur Verfügung zu stellen, daß sie einen dem Liquiditätsnutzen entsprechenden Preis dafür zu zahlen haben.

*Gesell* und seine Nachfolger setzten auf den politischen Weg (unten 2.). Solange der verschlossen ist oder falls sich der andere als ebenso richtig oder noch besser erweist, bleibt der ökonomisch-marktwirtschaftliche Weg, der auf ein Selbsthilfefverfahren hinausläuft (unten 3.).

#### 3.2 Freigeld i.S. von Silvio Gesell

Zunächst drängt sich der Gedanke auf, neue Banknoten einzuführen, die nach den Vorstellungen von *Gesell* oder von *Fisher* mit Gebührenmarken beklebt oder gebührenpflichtig abgestempelt werden müssen. Neue Banknoten kann aber nur die Deutsche Bundesbank ausgeben. Wenn dann die Geschäftsbanken für ihre Liquiditätsreserve (seien es Bargeldbestände, seien es Zentralbankguthaben) Liquiditätskosten zahlen müssen, würde sich auch ein Giralgeld durchsetzen, bei dem die Banken ihre Liquiditätskosten in Gestalt von Liquiditätskosten statt in Form herkömmlicher Zinsen auf ihre Kunden umlegen.

Dieser Weg zum Geld ohne Mehrwert und aus dem Kapitalismus heraus führt jedoch, wie gesagt, über die politischen Instanzen. Er verspricht also nur dann Erfolg, wenn man politische Mehrheiten für das Konzept gewinnen kann. Zwar erscheint es nicht ganz aussichtslos, eines Tages solche Mehrheiten zu mobilisieren. Aber einstweilen besteht die größte Schwierigkeit darin, daß die Fachökono-

men nicht begreifen können oder wollen, worum es geht, so daß sie den Politikern falsche Auskünfte geben, wenn sie um Rat gefragt werden. Schwierig sind nicht die neuen Gedanken, schwierig ist vielmehr, von den alten loszukommen!

Der „politische Weg zum Geld ohne Mehrwert“ hat, jedenfalls in den Augen eingeschworener Marktwirtschaftler, noch den Schönheitsfehler, daß es sich bei den Kosten, die dem Geld angeheftet werden sollen, um eine hoheitliche Geldgebühr oder Geldsteuer handelt, also nicht um Kosten, die wie Preise auf dem Markt selbst ermittelt werden.

Also fragt es sich, ob es nicht Möglichkeiten und Strategien gibt, Geld ohne Mehrwert so zu konzipieren und zu realisieren, daß man die politischen Probleme mit dem Staat umgehen kann. Und in der Tat: Wenn die jüngsten Untersuchungen, Analysen und praktischen Überlegungen zutreffen, dann gibt es einen „wirtschaftlichen Weg“ zum „Freigeld“, bei dem die betroffenen Teilnehmer des Wirtschaftslebens zur Selbsthilfe greifen.

Die Rechtsordnung verbietet zwar, daß Privatleute Geldscheine drucken und in Verkehr bringen. Daran scheiterten die bisherigen Freigeldexperimente. Aber man kann und darf anderes Privatgeld machen und ausgeben! Banken und Sparkassen schaffen und vernichten täglich Privatgeld, wenn sie Giralgeld nach Barzahlung oder kreditweise gutschreiben (Giralgeldschöpfung) und bei Auszahlung von Bargeld verschwinden lassen (Giralgeldvernichtung). Daß dabei Geld emittiert (und vernichtet) wird, ist so alltäglich, daß es wiederum nur von wenigen Experten richtig wahrgenommen wird.

Wenn aber Banken und Sparkassen durchaus ihr Privatgeld schaffen und ausgeben dürfen, dann kommt es nur noch darauf an, dieses Privatgeld der Kreditinstitute auf „Freigeld“ (oder auf „Geld ohne Mehrwert“ oder auf „optimale Kredit- und Liquiditätsversorgung“) hin zu trimmen.

#### 3.3 Oeconomia Augustana

Warum „Oeconomia Augustana“? Der Name ist natürlich unwichtig, und man könnte auch irgendeine andere Bezeichnung wählen. Da das Konzept bei mir jedoch seit geraumer Zeit unter der Flagge „Oeconomia Augustana“ läuft, bleibe ich auch hier dabei. Der Name spielt einerseits auf Augsburg an, die Stadt, in der diese Variante auf die Idee vom „Freigeld“ oder auch vom „Geld ohne Mehrwert“ entstanden ist. Andererseits ähnelt die Bezeichnung nicht ohne Absicht der „Confessio Augustana“: So wie es damals nicht darum ging, das Christentum abzuschaffen, sondern nur darum, es zu reformieren, so habe ich heute nicht vor, die Marktwirtschaft abzuschaffen, sondern nur, sie auf gerechtere und freiheitlichere Grundlagen zu stellen. Und vergleichbar mit der Wirkung der Reformation auf den Glauben ist vielleicht auch die Auswirkung der

„Reformatio Monetarum“, um die es jetzt geht, auf die Wirtschaft. Und so wie damals die Reformation des Glaubens ihren letzten äußeren Anstoß wohl durch den Ablass bekam, so sind es heute die Zinsen, die den Stein des Anstoßes bilden: also jener Ablass, den Produzenten, Händler und Konsumenten an die Geldvermögensbesitzer zu entrichten haben.

Zur Verwirklichung der *Oeconomia Augustana* (im folgenden auch abgekürzt: „OA“) bedarf es von Anfang an wenigstens einer Bank oder Sparkasse, die die herkömmlichen Dienstleistungen für ihre Kunden anbietet. Nennen wir diese Bank oder Sparkasse, die sich bereit erklärt, bei der Emission von „Geld ohne Mehrwert“ mitzuwirken, die „OA-Bank“.

Die OA-Bank bietet allen ihren alten und neuen Kunden die Eröffnung je eines zusätzlichen Kontos an: eines „OA-Kontos“. Auf diesen OA-Konten stellt die OA-Bank ihren Kunden Kredite zur Verfügung, für die sie keine herkömmlichen Zinsen berechnet. Der Kreditnehmer zahlt also nicht Zinsen für die gesamte Laufzeit der Inanspruchnahme seines Kredites. Er zahlt vielmehr nur so lange Liquiditätskosten, wie das Geld auf dem Konto bereitsteht. Von diesen Liquiditätskosten wird er frei, sobald er durch Überweisung von dem OA-Konto eine Zahlung auf ein anderes OA-Konto tätigt.

Im dem Zins für herkömmliche Kredite ist jedoch nicht nur ein Preis für die zeitweilige Überlassung des Nutzens monetärer Liquidität enthalten. Der Zins enthält vielmehr auch eine mehr oder weniger hohe „Risikoprämie“ derart, daß Kreditnehmer mit guter Bonität eine geringere Risikoprämie zahlen als solche mit schlechter Bonität. Diese Komponente im herkömmlichen Zins muß gedanklich und praktisch abgetrennt werden, so daß zwischen der OA-Bank und dem Kreditnehmer gesondert vereinbart wird, welchen Preis er für das Risiko zahlen muß, das er für die OA-Bank darstellt. Eine ähnliche Abschichtung und Trennung ist erforderlich, wenn und soweit im herkömmlichen Zins ein Ausgleich für erwartete Inflation steckt. Praktisch würde das darauf hinauslaufen, daß ein OA-Kreditnehmer geringe Zinsen nach herkömmlichem Muster und im übrigen nur die Liquiditätskosten zu zahlen hätte für die bereitgehaltene Liquidität.

Für die Kredite, die die OA-Bank auf den OA-Konten ihren OA-Kunden zur Verfügung stellt, muß sie sich aus kreditrechtlichen Gründen wie bisher refinanzieren.

Genau genommen geht es freilich *nicht um Refinanzierung* (nicht um Kapital), sondern um *Reliquidisierung* (um Geld).

Die OA-Bank kann sich also das Geld, das sie ihren OA-Kunden auf die neuartige Art und Weise zur Verfügung stellt, auf den herkömmlichen Geld- und Kapitalmärkten besorgen. Dort muß sie die zur Reliquidisierung aufgenommenen Gelder auch mit herkömmlichem Geld verzinsen. Damit die Rechnung aufgeht, muß die Bank also die Kredit- und Liquiditätskosten, die sie bei ihren OA-Kun-

den erhebt, in herkömmlichem Geld bekommen. Das führt dazu, daß die Liquiditätskosten einerseits und die herkömmlich berechnete Risiko- und Inflationsausgleichsprämie andererseits dem herkömmlichen Konto des betroffenen Kreditnehmers belastet werden.

„Liquiditätskosten“ hat der Inhaber eines OA-Kontos auch dann zu tragen, wenn er sein Konto überzieht. Sie werden berechnet vom jeweiligen Saldo auf dem Konto, ohne Rücksicht darauf, ob der Saldo im Soll steht oder im Haben.

Das erscheint zunächst nicht ohne weiteres verständlich. Es hat aber seinen guten Grund und seine Richtigkeit: Es darf nämlich keine Rolle spielen, ob die Liquidität auf dem OA-Konto im Soll oder im Haben zu Buche steht. Bei einem Guthaben besteht die „Liquidität“ darin, daß ungewiß ist, ob und wann der Kunde darüber verfügt: Er hat sich *zeitlich nicht festgelegt*. Wird das Konto einfach überzogen, so besteht der Zustand der „Liquidität“ darin, daß wiederum *zeitlich offen* ist, ob und wann der Kunde sein Konto ausgleicht, z. B. auch dadurch, daß er einen *zeitlich festgelegten* Kredit aufnimmt. So gesehen gibt es also nicht nur kostspielige Guthaben, sondern auch kostspielige Überziehungspositionen. (Wer will, kann sich die Rechtfertigung dieser nur scheinbar paradoxen Kosten plausibel machen, indem er sich vorstellt: Wer mit Geld umgeht, das Anweisungen auf Anteile am Sozialprodukt vermittelt, der darf in keinem Falle die Zirkulation ungestraft stören, – weder dadurch, daß er *ins Ungewisse hinein* Geld nicht ausgibt, das er hat, – noch dadurch, daß er *ins Ungewisse hinein* Geld ausgibt, das er nicht hat.)

Der Zahlungsverkehr von OA-Konto zu OA-Konto spielt sich nicht anders ab als Überweisungen von herkömmlichen Konten auf herkömmliche Konten. Liquiditätskosten fallen jeweils dann an, wenn auf den OA-Konten von der Null-Linie abgewichen wird: symmetrische Liquiditätskosten. Und diese Kosten werden, wie gesagt, zunächst in herkömmlichem Geld erhoben und den herkömmlichen Konten der betroffenen Kunden belastet.

Wie aber steht es mit der Abhebung von Bargeld? – Hebt ein Kunde Bargeld von seinem OA-Konto ab, so entgeht der Bank die Möglichkeit, den Weg dieses Geldes zu verfolgen und Liquiditätskosten immer dort zu erheben, wo sich das Geld befindet. Sie muß sich deshalb an den Kunden halten, der von seinem OA-Konto Bargeld abhebt. Von ihm fordert sie die Liquiditätskosten so lange, bis er das herkömmliche Bargeld wieder einzahlt. Dann freilich kann der betroffene Kunde ebenso gut das Geld von seinem herkömmlichen Konto abheben und einen herkömmlichen Kredit in Anspruch nehmen, für den gegebenenfalls sein Guthaben auf dem OA-Konto, terminlich festgelegt, als Sicherheit dient. Ein OA-Kunde also, der Bargeld abhebt, verhält sich nicht anders und wird so behandelt, als entnähme er dem OA-System einen herkömmlichen Kredit. Also zahlt er auch herkömmliche Zinsen.

Nicht anders wie die Abhebung von Bargeld spielt sich die Sache ab, wenn jemand, der ein Guthaben auf seinem OA-Konto hat, Überweisungen auf herkömmliche Konten tätigen möchte. Auch dieser Kunde erscheint aus der Sicht des OA-Systems wie ein Barabheber und wird so behandelt. Und wiederum erscheint es denkbar, daß der OA-Kunde sein OA-Guthaben der Bank als OA-Festgeld oder OA-Darlehen anbietet, um die Liquiditätskosten zu senken oder ihnen zu entgehen, und daß er dann auf seinem herkömmlichen Konto einen herkömmlichen Kredit nimmt, für den wiederum sein OA-Festgeld oder OA-Spargeld als Sicherheit fungieren kann.

In dem Umfange, wie das OA-Zahlungsnetzwerk wächst und die Teilnehmerzahl zunimmt, wird es wahrscheinlich, daß monetäre Märkte entstehen, die den heutigen Geld-, Kapital- und Devisenmärkten entsprechen: Man wird dann mit herkömmlichem Geld OA-Liquidität und mit OA-Liquidität herkömmliches Geld kaufen können.

Schließlich gilt es noch den Fall zu bedenken, daß ein Kunde herkömmliches Bargeld auf ein Konto einzahlen möchte. In diesem Falle wird er kaum herkömmliches Bargeld einfach auf ein OA-Konto legen. Denn dabei würde er seine bisher kostenlose Liquidität in eine für ihn kostenträchtige umtauschen. Also wird er sein herkömmliches Bargeld bei seiner Bank auf herkömmliche Weise anlegen, indem er ein Spargbuch eröffnet, Termingelder vereinbart oder Obligationen kauft. Dann wird er einen OA-Kredit in Anspruch nehmen, für den seine Geldanlage als Sicherheit fungiert.

Sobald OA-Kunden auf ihren OA-Konten über Guthaben verfügen, für die sie im Augenblick keine „Verwendung“ im übrigen Wirtschaftsleben haben, werden sie dazu motiviert, diese ihre OA-Liquidität „anzulegen“. Dieses „OA-Geld“ drängt also in die „Geldanlage“. Der Konteninhaber sucht dann also andere Teilnehmer am Wirtschaftsverkehr, die noch „Verwendung“ für OA-Liquidität haben. Er kann einem Freund, einem Geschäftspartner oder sonst jemandem ein Darlehen in OA-Liquidität geben. Oder aber er bietet sein Guthaben der OA-Bank als Festgeld oder Darlehen an.

Und genau dieser Fall, daß nämlich OA-Kunden ihre eigenen OA-Bankguthaben in OA-Liquidität zu Anlagezwecken anbieten, ist aufschlußreich. Von dem Augenblick an nämlich, in dem die OA-Bank OA-Liquidität ihrer OA-Kunden entgegennimmt, beginnt das OA-System *sich in sich selbst zu refinanzieren* (oder richtiger: *sich in sich selbst zu reliquidisieren*). Jetzt fließt das erste Geld neuer Art und Güte zurück in das Zahlungssystem neuer Art und Güte. Der Kreislauf des „OA-Geldes“ schließt sich.

Soweit dann die OA-Bank (oder das OA-Banksystem) sich durch OA-Einlagen reliquidisiert, bedarf es der Mittel nicht mehr, die während der Startphase auf den herkömmlichen Geld- und Kapitalmärkten aufgenommen werden mußten. Es entfallen dann auch die Zinsen im herkömmlichen Geld, die das OA-System

noch an die Geldgeber herkömmlicher Art abführen mußte. Und soweit die OA-Bank ihre eigenen Aufwendungen an Angestellte und an Geschäftspartner in OA-Liquidität tätigen kann, kann und muß sie Erträge in OA-Liquidität hereinschaffen. Das wiederum bedeutet, daß auch die OA-Kunden ihre Kosten (Kreditrisiko- und Liquiditätskosten) mehr und mehr in OA-Liquidität werden entrichten können.

So erscheint es am Ende möglich, daß sich das OA-System als eine monetäre Enklave in der kapitalistischen Welt entwickelt, die sich von dem kapitalistischen Umfeld in dem Maße emanzipiert, wie die Enklave wächst und sich in sich selbst refinanziert (reliquidisiert). Und in dem Maße, wie die Enklave wächst, unterwandert sie die kapitalistische Umgebung. Die preiswerten Liquidisierungsdienste setzen sich am Ende im Wettbewerb mit dem kapitalistischen Geld durch. Und so erweist sich das Geld ohne Mehrwert eben durch die Liquiditätskosten als ungemein preisgünstig und ungeheuer kräftig: als so kräftig, daß es dem kapitalistischen Geld die Nachfrage abgräbt. Wenn sich das OA-System im wesentlichen in sich selbst reliquidisiert, erscheint eine Entwicklung denkbar, die ich noch nicht recht absehe: Sofern die Kosten, die der OA-Bank bei ihren Liquiditäts- und Kreditdiensten entstehen, so gering werden sollten, daß auch die Kosten, die den Kunden in Gestalt von Liquiditätskosten belastet werden, extrem niedrig werden, dann wird monetäre Liquidität am Ende vielleicht wieder so billig, daß ihre Kosten geringer sind als der Liquiditätsnutzen. Dann beginnen die Kunden wieder eine „Neigung zur Liquidität“ zu entwickeln, und das könnte zu Marktsituationen führen, bei denen wieder herkömmliche Zinsen verlangt werden für Darlehen. Dann beginnt der Kreislauf vielleicht von neuem mit dem Trick der Oeconomia Augustana, wonach die Zinsen in Liquiditätskosten transformiert werden... Kurz: Es sind gewiß noch nicht alle Fragen des „Geldes ohne Mehrwert“ beantwortet, noch nicht alle Probleme gelöst.

Während der Startphase ist die Oeconomia Augustana einem Barter-Klub sehr gut vergleichbar: Es gilt, die Anzahl der Teilnehmer zu vergrößern, um einen Markt für das neue Verrechnungsverfahren aufzubauen. So erscheint es auch denkbar, daß man, bevor man die Oeconomia Augustana startet, mit einem Barter-Klub beginnt. Wenn dann der Klub seine Anfangsschwierigkeiten überwunden hat, kann man die Verrechnungsarbeit einer OA-Bank übertragen und die Annäherung des Tauschklubs an herkömmliche Zahlungstechniken mit neuartigem Geld bewirken.

Die Anfangsschwierigkeiten der Oeconomia Augustana dürften ganz erheblich sinken, sobald es gelingt, das Projekt auf kommunaler Ebene zu starten und die betroffene Gemeinde dafür zu gewinnen, in das OA-System einzusteigen. Dann wüßte jeder aktuelle und potenzielle Teilnehmer, daß er wenigstens seine kommunalen Verbindlichkeiten (Gewerbsteuer, Abwasser, Müllabfuhr, Straßenreinigung usw.) mit OA-Liquidität begleichen kann. Das Projekt könnte

sogleich mit einer sehr viel höheren „Akzeptanz“ des neuen Zahlungsmittels rechnen, weil sich die Bereitschaft der Kommune, das Geld anzunehmen, auswirkt auf die Bereitschaft aller anderen, das „Geld ohne Mehrwert“ in Gestalt der OA-Liquidität anzunehmen.

### 3.4 „Geld ohne Mehrwert“ kein Allheilmittel

Das kapitalistische Geld ist für mancherlei Funktionsstörungen und Ungerechtigkeiten der Wirtschaft verantwortlich, aber nicht für alle. Das „Geld ohne Mehrwert“ entschärft oder löst eine Reihe von volkswirtschaftlichen Problemen, aber alle anderen bleiben übrig. Das „Freigeld“ ist keine Wundermedizin und die Geldreformer sind keine Wundertäter. Man sollte daher nicht zu viel vom „Geld ohne Mehrwert“ erwarten. Man sollte aber seine Verfechter auch nicht einfach schon damit abtun, daß man sie alle pauschal als monomane Weltverbesserer abtut, die von einer skurrilen, fixen Idee besessen sind und glauben, mit ihr allein das Himmelreich auf Erden schaffen zu können.

\*

### Oeconomia Augustana Prospektentwurf

Sehr geehrte Kundin, sehr geehrter Kunde,

wir sind stolz, Ihnen heute eine Finanzinnovation anbieten zu können: nämlich einmalig preiswerte Dienstleistungen im Kredit- und Zahlungsverkehr!

Wir offerieren Ihnen über die herkömmlichen und bewährten Dienste unseres Hauses hinaus einen neuartigen Kredit- und Zahlungsdienst, die Oeconomia Augustana (OA):

1. Das OA-Konto  
Auf Antrag eröffnen wir für Sie parallel zu Ihrem herkömmlichen Girokonto oder als erstes Konto in unserem Hause ein OA-Konto.
2. Gutschriften  
Auf diesem Konto schreiben wir Ihnen sämtliche Gelder gut, die Ihnen durch Scheck oder Überweisung von anderen OA-Konten übertragen werden.

3. Zahlungen  
Von diesen OA-Konten können Sie wie von Ihren herkömmlichen Konten Zahlungen zugunsten anderer OA-Konten durch Scheck, Überweisung oder Lastschrift ausführen.
4. Kredite  
Auf Ihren OA-Konten bekommen Sie *Kredite zu extrem günstigen Bedingungen*. Wo Sie bisher während der gesamten Laufzeit von Krediten hohe Zinsen gezahlt haben, berechnen wir Ihnen auf diesen Konten nur Bereitstellungs- und Überziehungskosten *auf den jeweiligen Saldo* Ihres OA-Kontos. Zur Zeit beträgt der Satz der Bereitstellungs- und Überziehungskosten 1% pro Monat, fällig am Monatsende und zahlbar bis zum nächsten Ultimo. Im übrigen ist das OA-Darlehen *zinsfrei*.
5. Minimierung der Bereitstellungs- und Überziehungskosten  
Sie können sich von den Kosten, die nach dem jeweiligen Saldo berechnet werden, befreien:
  - \* Entweder Sie verfügen möglichst zügig über Ihr Guthaben,
    - sei es durch Zahlungen,
    - sei es, daß Sie Ihr Guthaben bei uns anlegen (Festgeld; Sparbuch; Obligationen – jeweils in OA-Geld, siehe unter Nr. 9).
  - \* Oder Sie gleichen die Beträge, um die Sie Ihr Konto überzogen haben, umgehend aus,
    - sei es, daß Sie für Eingänge auf dem Konto sorgen,
    - sei es, daß Sie den Negativsaldo mit der Valuta aus einem fest vereinbarten Kredit (siehe Nr. 4) ausgleichen.
6. Kontogebühren  
Im übrigen erlauben wir uns, für Kontenführung und pro Überweisung bei den OA-Konten die gleichen Gebühren in Rechnung zu stellen wie bei den herkömmlichen Girokonten.
7. Besondere Kreditrisiken  
Wir behalten uns vor, im Falle besonderer Kreditrisiken einen einmaligen oder laufenden Risikozuschlag zu erheben, der jedoch nicht höher liegt als der Zuschlag, um den sich die Zinsen bei herkömmlichen Krediten im Falle besonderer Kreditrisiken erhöhen.
8. Bezahlung der Gebühren und Kosten  
Die Gebühren und Kosten werden, wenn sie ein herkömmliches Konto bei uns führen, diesem Konto belastet. Haben Sie kein herkömmliches Konto bei uns, zahlen Sie die Kosten und Gebühren in bar.

9. Geldanlagen in OA-Geld  
Sie können Guthaben auf OA-Konten in unserem Hause anlegen: als Festgeld, als Sparguthaben oder in Gestalt von Obligationen. Die jeweiligen Bedingungen entnehmen Sie dem Aushang.
10. Transformation von OA-Geld in Bargeld  
Sie können Ihre Guthaben auf dem OA-Konto und Ihre Geldanlagen in OA-Geld als Sicherheit verwenden, um Kredite in Bargeld oder auf Ihrem herkömmlichen Konto in Anspruch zu nehmen.  
So ist sichergestellt, daß Sie Guthaben auf Ihrem OA-Konto *in Bargeld oder in Guthaben auf ihrem herkömmlichen Konto transformieren* können.
11. Transformation von Bargeld in OA-Geld  
Sie können herkömmliches Geld dazu verwenden, um Zahlungen von OA-Konten zu leisten:
  - \* Entweder Sie haben Bargeld. Dann legen Sie Ihr Geld bei uns an und verwenden diese Geldanlage als Sicherheit für einen Kredit in OA-Geld.
  - \* Oder Sie haben ein Guthaben auf Ihrem herkömmlichen Konto. Dann legen Sie diese Valuta bei uns an und verwenden diese Geldanlage als Sicherheit für einen Kredit in OA-Geld.
 Sie können also einstweilen ihr herkömmliches Geld, statt damit zu zahlen, bei uns anlegen, wenn und soweit Sie ihre Verbindlichkeiten bei ihren Geschäftspartnern auch in OA-Geld begleichen können.

Alles in allem: Neben den Vorzügen und Annehmlichkeiten des herkömmlichen Kredit- und Zahlungsverkehrs bietet Ihnen unser Haus in Zukunft Kredite ohne herkömmliche Zinsen an. Sie werden davon umso mehr Gewinn haben, je mehr Kunden Sie und wir für die Inanspruchnahme der neuen Konten gewinnen können. Sie haben es dann selbst in der Hand, Ihre Kreditkosten durch zügige Verfügungen über Ihre Guthaben bzw. zügigen Ausgleich von Überziehungen verschwindend gering zu halten.

#### Anmerkungen

- 1 Hartwig Bartling/Franz Lusius, Grundzüge der Volkswirtschaftslehre, 4. Aufl., München, S. 35.
- 2 Näheres: Dieter Suhr, Geld ohne Mehrwert, 1983, S. 12 – 24.
- 3 Hauptwerk: Die natürliche Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld, 1916.

- 4 Eine im Mitbestimmungsurteil vom 1.3.1979 vom Bundesverfassungsgericht verwendete Formel: Entscheidungen, Bd. 50, S. 290ff., 342. Genaueres: Dieter Suhr, Eigentumsinstitut und Aktieneigentum, 1966, S. 46 – 54; derselbe, Entfaltung der Menschen durch die Menschen, 1976, S. 195 – 207; derselbe; Die Geldordnung aus verfassungsrechtlicher Sicht, in: Joachim Starbatty (Hrsg.), Geldordnung und Geldpolitik in einer freiheitlichen Gesellschaft, 1982, S. 91ff. 114 und 115.
- 5 Zitate und Nachweise bei D. Suhr, oben Anm. 4, 1976, S. 187 in Fußnote 1.
- 6 Dazu die Zusammenstellungen von P. Stanisic, Marx oder Gesell? Hamburg und Bern 1925.
- 7 John Maynard Keynes, The General Theory of Employment Interest and Money, London 1936, Reprint 1970, S. 226.
- 8 Irving Fisher hat den Freigeld-Gedanken von Silvio Gesell auf Anregungen von Hans R.L. Cohnen hin aufgegriffen und für die USA der Krisenjahre propagiert in dem zusammen mit Cohnen und Herbert W. Fisher herausgegebenen Buch: Stamp Scrip, New York 1933.
- 9 Keynes, oben Anmerkung 7, S. 225ff., 233 und 237.
- 10 Keynes, a.a.O., S. 234.
- 11 N.A.L.J. Johannsen, Die Steuer der Zukunft und ihre Einwirkung auf geschäftliche Depressionen und volkswirtschaftliche Verhältnisse, Berlin 1913. Dazu Erich Schneider, N.A.L.J. Johannsen und J. M. Keynes, Einführung zum gleichnamigen Beitrag von Hans-W. Schnack, in: Jahrbuch für Sozialwissenschaft, Bd. 2, 1951, S. 129–131, sowie den Beitrag von H. Schnack dort S. 132–156, sowie dessen Dissertation „Der Wirtschaftskreislauf bei N.A.L.J. Johannsen und J.M. Keynes“, Diss. Kiel 1951.
- 12 Näheres: Dieter Suhr/Hugo Godschalk, Optimale Liquidität, 1986, S. 123 – 127, sowie Wilhelm Hankel, John Maynard Keynes, 1986, S. 69 – 80.
- 13 Zu den Brakteaten: Karl Walker, Das Geld in der Geschichte, 1959, S. 29 – 98. Das ägyptische Korn giro wird kurz behandelt bei Hugo Godschalk, Die geldlose Wirtschaft, 1986, S. 18, mit Bezug auf F. Preisigke, Girowesen im griechischen Ägypten, Straßburg 1910.
- 14 D. Suhr/H. Godschalk, oben Anmerkung 12, S. 56ff.; Dieter Suhr, Die Befreiung der Marktwirtschaft vom Kapitalismus, 1986, S. 43ff.